

Das Sein auf der Grenze – wo Berührung und Trennung zusammenkommen

Die ganze Malerei, aber auch die Literatur und alles, was damit zusammenhängt, ist ja immer nur ein Herumgehen um etwas Unsagbares, um ein schwarzes Loch oder um einen Krater, dessen Zentrum man nicht betreten kann. Und was man an Themen aufgreift, das hat immer nur den Charakter von Steinchen, am Fuß des Kraters ...

Anselm Kiefer

Ich bin ein Spätvorbereiter – zumindest, was Vorträge angeht. Das hat natürlich Nachteile. Damit will ich Sie hier aber nicht langweilen. Es hat, wie es so ist, mit dem, was man in der Welt tut, hat und ist, jedoch zwei Seiten. Auf dieses Doppelgesicht, diesen auseinanderlaufenden Gegensinn läuft auch mein Vortrag im Kern hinaus. Auch mit Vorteilsschilderungen will ich Sie nicht langweilen. Eine Gewinnmitnahme allerdings möchte ich mit Ihnen teilen. Einen besseren Eröffnungszug, der gleich ins Herz der Sache zielt, hätte ich schwerlich finden können. Adolf Muschg schrieb in der Wochenendausgabe der Neuen Züricher Zeitung vom 24./25 August dieses Jahres über Goethe und sein Natur-Verständnis. Darin erinnert er an einen kurzen Satz aus den *Wahlverwandschaften*. Otilie schrieb in ihr Tagebuch: „*Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn...*“ Alles, was Sie heute von mir hören werden, ist nichts anderes als ein Umkreisen dieses Satzes. Muschg erinnert in seinem Aufsatz noch an die Aussage mit gleichem Sinn von Nils Bohr, dem Quantenphysiker, der mit Blick auf die Teilchenphysik feststellte, dass *wahre Sätze nur daran zu erkennen seien, dass ihr Gegenteil nicht weniger wahr sei*.

Ich hoffe und nehme an, Sie fühlen sich als jungianische Analytiker bereits heimisch. Der Jung der Gegensatzspannung und der Enantiotromie schreibt in *Psychotherapie und Weltanschauung* (1942): „Die Struktur der Psyche ist in der Tat dermaßen kontradiktorisch oder kontrapunktisch, dass es wohl keine psychologische Feststellung oder keinen allgemeinen Satz gibt, zu dem man nicht sofort auch das Gegenteil behaupten müßte“ (Jung GW 16, p. 86, § 177). Muschg hätte also auch Jung zitieren können. Das mag uns freuen. Nur, die Sache mit der kontradiktorischen Psyche ist eine liebliche nicht. Nimmt man es ernst, dann ist man stets auch selbst Betroffener. Was man auch immer sagt, es fällt einem gleich auf den eigenen Kopf zurück. Auch die psychologischen Aussagen Jungs sind natürlich davon nicht ausgenommen. Nun – gehen wir weiter.

Mein Vortrag ist überschrieben mit: Das Sein auf der Grenze - wo Berührung und Trennung zusammenkommen. Das mit dem *Sein auf der Grenze* ist ein Wortbild von Paul Tillich. Für Tillich war *Grenze* ein entscheidender Leitbegriff seines Denkens. Seine inhaltliche Nähe zu Jung ist bekannt. Insbesondere was das Symbolverständnis angeht, lehnte sich Tillich an Jung an (Tillich hielt auch Vorträge auf Eranos-Tagungen). Für Tillich war der Begriff der Grenze, im Sinn von Jung ein wirkliches und wichtiges Symbol. Es geht mir in meinem Vortrag nicht um eine Würdigung des Denkens von Tillich. Ich habe mir dieses Sprachbild nur deshalb ausgeliehen, weil es so anschaulich konkret wie sinnbildlich ist – symbolisch halt. Tillich sagt

über das existentielle Phänomen der Grenze: „Das Dasein auf der Grenze, die Grenzsituation, ist voller Spannung und Bewegung. Sie ist in Wirklichkeit kein Stehen, sondern ein Überschreiten und Zurückkehren, ein Wieder-Zurückkehren und Wieder-Überschreiten, ein Hin und Her ...“ (GW 8, p. 420). Auch Adolf Muschg übertitelte einen Abschnitt in seinem Goethe-Aufsatz – Sie wissen schon: die Aura der Spätvorbereitung – mit: *Das Leben ist ein Grenzphänomen*. Damit hat es mit Tillich und mit Muschg hier aber sein Bewenden.

Auf was will ich hinaus? Die Symbolik und Phänomenologie der *Grenze* stehen für Doppelsinnigkeit, Doppelwertigkeit, für das Paradoxe auch. Ich habe die Grenze im Titel als den Ort ins Spiel gebracht, an dem Trennung und Berührung zusammenkommen. *Grenze ist, wo etwas getrennt ist, was dort zusammenkommt*. Oder: *was zusammenkommt, bleibt durch die Grenze getrennt*.

Ich glaube, und dies ist die Hauptthese meines Vortrags, dass wir uns gerade in der jüngeren Zeit seelengeschichtlich in eine kollektiv- wie subjektpsychologische Existenzsituation hineinentwickeln, in der die Archetypologie der Grenze oder der Grenz-Mythos seelenenergetisch quasi hochgefahren ist und sich wohl noch verstärkt konstellieren wird. (Wenn die psychologische Rede von Archetypen einen psychoregulativen Sinn hat, dann ist Grenze von einer archetypischen Wertigkeit par excellence.) Auf zwei Erscheinungsfelder, in denen diese oszillierend-gegensinnige Grenz-Archetypologie sich manifestiert, will ich hier zu sprechen kommen. Das eine Feld läßt sich so kennzeichnen: Der Begriff der *Globalisierung* steht in unserer westlich-modernen Welt von heute für die ethisch wie technologisch geforderte und die politisch-ökonomisch vorangetriebene Vision des *Zusammenrückens*, der weltumspannenden Großfamilie unter dem einen global-heimischen Dach. Dieses westlich-abendländisch geprägte Ansinnen geht aber damit einher, dass die grenzzuständigen Dämonen uns auch in die Gegenrichtung in Bewegung bringen. Ich komme gleich darauf zu sprechen. Das doppel sinnige Grenzphänomen – und das ist der zweite Erscheinungsbereich, von dem ich reden will – waltet aber auch in den heute so aktuell gewordenen Psychopathologien des Multiplen und Kontradiktorischen. Ich behaupte also, um es noch einmal und etwas anders zu sagen: Das heute technologisch möglich gewordene und realisierte Zusammenschmelzen von geographisch-räumlichen Distanzen sowie das mediale Durchdrungensein unserer Lebenswelt aber auch das hochgewertete ethisch-moralische Ansinnen der Abschaffung des (psychisch wie sozial-kulturell) Fremden, und d.i. auch *das Abgründige*, gerade in unseren *Köpfen und Bäuchen* die *Reiche des Bösen* und deren Beschwörungsformeln wieder in die Renaissance bringt.

Wenn ich von einer Grenz-Dämonologie oder –Archetypologie spreche, die verstärkt, in kollektiven wie persönlichen Seelenbewegungen agiert, dann sage ich damit auch – und das ist wesentlich! –, dass der dazu polare Mythos von Einheit und Selbstsein als zentrale Erfahrungskategorie unserer abendländischen Kultur in die Krise, d.h. in die Schwächung seiner Konstellierung gekommen ist. Einssein, Identität und Zentriertheit haben *einen* mythologisch-archetypischen Ursprung. Diese seelenkollektive und bewusstseins-geschichtliche Verschiebung innerhalb unserer Bewusstseins- und Kulturentwicklung, für die ich hier sensibilisieren möchte, erlaubt und fordert zugleich zu erkennen, was wir davor nicht sehen konnten, weil wir mit beiden Füßen daraufgestanden haben. Ein Mythos wird erst dann als solcher erkennbar, wenn er an Konstelliertheit und Selbstverständlichkeit eingebüßt hat. Ramon Pannikar, ein Mythenforscher, beschreibt die Wesensstruktur eines Mythos mit den schönen Worten: „Wir glauben so sehr an den Mythos, dass wir nicht einmal glauben, dass wir an ihn glauben (...) Er ist wie das Licht, das unsichtbar ist und doch sehen läßt.“ (1989, p.p. 214 – 218). *Der erkennbar gewordene Mythos ist also der, der keiner mehr ist*.

Christian Scharfetter umschreibt in *Dissoziation, Split, Fragmentation* diese Leitvorstellungen unseres neuzeitlichen okzidentalen Kulturraumes so: Unsere Vorstellungen von Person und Persönlichkeit sind „...kulturgeschichtlich spät ... und unitarisch“, „sie gehen wie selbstverständlich von der Idee der Einheit aus – wie es der okzidentalen Tradition entspricht: *ein Gott, eine Seele, ein Ich, ein Selbst, eine Person, ein Individuum, eine Identität*“ (1999, p.75). Ein Beispiel für eine Art kulturpsychologische Selbsterkenntnis, die mit dem Aufweichen solcher Selbstverständlichkeiten als Gewinn verbunden ist, könnte man in die Worte bringen: Täuschen wir uns nicht! Auch der okzidentale Humanismus ist eine uns unbewußte quasi kulturimperiale Mythos-Exportware.

Jetzt also zuerst zum einen zur global ausdehnungsbereiten Seele und zum anderen dem Zeitgeist, der in der heutigen Psychopathologie waltet. Im abschließenden Vortragsteil will ich ein paar praktisch-therapeutische Folgerungen skizzieren, die m.E. aus der hier thematisierten Veränderung unserer Seelenlage in unserer Kultur zu ziehen sind.

I. Das Leben als Grenzphänomen in der heutigen Zeit

1. Die kollektiv-psychische Aufladung der Grenz-Dämonologie im –gesellschaftlich-kulturellen Raum

Wir haben uns politisch und technologisch aufgemacht, Grenzen abzubauen, und die inflationär beschworene Globalisierung über die multiplen Vernetztheiten so schnell wie möglich voranzubringen. Verbunden damit ist die kulturpolitische und sozialpsychologisch anvisierte Abschaffung von Fremdheiten, den Unbekanntheiten, dem trennenden Anderssein. Der gute alte *unus mundus* scheint heute übers Internet seine Realexistenz ernsthaft zu proben. Gerade auch bei der Medialität des Internet tritt es uns offenkundig entgegen: diese global-mediale Verschaltetheit erzeugt nicht nur Verbindung und baut Begrenzung ab. Diese generiert simultan auch Distanzen und Grenzwälle besonderer Art und gehorcht damit Ottilies Tagebucheintrag.

Wir hören und sehen es täglich als sogenannte Nachrichten aus aller Welt. Aber auch unsere persönlichen oder professionellen Erfahrungen enthalten ein Wissen darum, ob wir dies uns eingestehen oder nicht: die gut gemeinte Absicht – und dies tut nicht nur die Vernunft – erzeugt ihre eigenen Ungeheuer! Das heute moralisch hochgehandelte Gebot, *dass der Fremde nicht mehr fremd, also ohne Fratze (!) uns gegenüberzutreten hat*, provoziert, dass auch die dämonisch-göttlichen Gegenmächte sich formieren. – Die Dämonenschar der Grenz-Angelegenheit steht, wie sie wissen, bei griechisch-abendländischer Rekrutierung unter der Schirmherrschaft von Hermes. Seine tricksterhaften Helfershelfer, in denen er sich natürlich selbst verbirgt, kommen an die seelenkollektive Front; bereit zu jeder Bosheit, die das Zum-Guten in sich verdeckt hält, und auch umgekehrt.

Der *Balkan*, der *Nahe Osten* oder der *11. September 2001* – wie sehr vermag das *Nicht-miteinander-in-der-Welt-hausen-können* sich furchtbar zu inszenieren und dabei, gerade was den 11. September angeht, in der so genannten Echtzeit sich auf die Bildschirme global zu übertragen. Wir sehen heute jeweils alle den gleichen Krieg, die gleichen Toten. Wir sehen aber seelische wie physikalische Trennungs- und nicht Vereinigungs-Szenarien. Welch schauerlich merkurianische Paradoxie liegt hier in der furchtbaren Bildwirklichkeit.

Ich fasse zusammen, ziehe Bilanz: *Wenn wir die Grenzen abschaffen wollen, hauen uns die Grenzgötter, aufs Gegensatz- und Gegensinnprinzip eingeschworen, die Grenzwirklichkeiten um die Ohren*, sprich: wieder in den existentiellen Raum zurück, aus dem halt, irdisch verhaftet, so leicht nicht herauszukommen ist.

2. Das Multiple, das Kontradiktorische und das Dissoziabile – Psychotherapie und die Grenzen

Auch im erwähnten zweiten Bereich, dem des persönlichen Seelenleidens, der uns als Psychotherapeuten direkter und praktisch angeht, zeigt sich uns so oft ein oszillierender Seelenzauber von Einheit versus Zweiheit oder Vielheit. Die für die heutigen psychopathologischen Konstellationen geradezu *paradigmatische Borderline-Seelenlage* verweist bereits in der Namensgebung auf die Grenze. Auch wenn der Grenzbereich-Charakter solcher Pathologien ursprünglich auf die Zwischenstellung zwischen Neurose und Psychose zielte, so ist die Namensgebung auch heute so falsch nicht. Die psychopathologische Aktualität wie auch Popularität des Multiplen, Kontradiktorisch-Widersprüchlichen oder auch des Dissoziativ-Zersprengten – es ist unser psychotherapeutischer Alltag. Dieses psychopathologische Spektrum reicht von der Borderline-Pathologie mit ihren u.a. kontradiktorischen Ich-Zuständen (Kernberg) bis zur (diagnostisch etwas modisch gewordenen) *multiplen Persönlichkeit*. Dabei zeigt es sich – ich verweise auch hier auf Scharfetter (1999) – dass diese Seelenlagen der multipel-dissoziativ sich gebärdenden Persönlichkeitsstörungen selten in die fragmentierte Zersplitterung einer z.B. psychotisch-schizophrenen Verfassung hineindekompensieren.

Aber nicht nur im psychopathologischen Fall, auch im sogenannten *Normalspektrum seelischer Verhältnisse* tritt uns die gleiche Grundsituation entgegen. Auch die heutigen gesellschaftlichen, lebensweltlichen Bedingungen verlangen nach erhöhten inneren wie äußeren Beweglichkeiten und Wandlungsfähigkeiten. Ob beruflich oder privat: wie oft erfordern Berufs- oder Partnerschaftswechsel fast eine Art seelenchirurgische Umgestaltung des bisherigen Identitätsgefüges. Andrew Samuels hat ein jungianisches Buch über die plurale Seele geschrieben (1994) und hat hier nicht die pathologische Ausformung einer solchen Seelenstruktur im Visier. Aber auch die plastische Chirurgie selbst ist epidemisch erfolgreich angetreten, die inneren Wunsch- und Wandlungsbilder in sinnliche Erscheinungsrealität umzusetzen.

Ich kann aus Raumgründen nur kurz darauf verweisen: In der philosophischen, kulturalanthropologischen Debatte der letzten Jahre ist die begriffliche Figur, der Signifikant des Subjektes unter kritische Beleuchtung gesetzt worden (siehe Lesmeister 2002). Beispielhaft kann man im aktuellen Diskurs Peter Sloterdijk nennen, der das „Individuum unter kulturkritischen Verdacht“ stellt oder vielmehr zeitgeschichtlich schon in die Suspendierung schickt, dies zugunsten des logisch wie ontologischen Vorrangs von medialen Beziehungssphären und In-Verhältnissen; der Mensch ist hier in erster und maßgeblicher Wirklichkeitsinstanz ein *Dividuum* und nicht ein Individuum (1998, 2001). Der Mensch ist hier von seinen partizipativen In-Verhältnissen her gesehen und nicht von (s)einer selbstidentischen Vorhandenheit irgendwie und irgendwo im Seienden der Welt. In solchem Zusammenhang ist auch Erich Neumann (1974, 1952) zu nennen, der auf der nicht hintergehbare Funktionseinheit von psychischem System und Weltfeld insistierte, d.h.: *wie wir sehen und was wir sehen*, ist epistemologisch, erfahrungspsychologisch nicht voneinander zu trennen.

Sie kennen alle die poetische Metapher Goethes: *Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust*. Es scheint, so meine Bewertung, dass diese, unsere Brust irgendwie schon elastischer, dehnbare geworden ist und wohl noch zu werden hat. Es so zu sehen, ist die Angelegenheit positiv zu sehen. Die seelischen Leidensformen, ich brauche es nicht hervorzuheben, die damit janusköpfig auch verbunden sind, zeigen das andere, das leidbringende Gesicht. Wie alle solche Wandlungsentwicklungen tritt auch diese uns, d.h. unserem Ich und Bewußtsein, als eine ambivalente entgegen.

Ich glaube, die zu ziehende Konsequenz davon ist eine zweifache – wie könnte es bei dieser Sache auch anders sein: Wir sind (1) therapeutisch zuerst einmal aufgerufen, gewissermaßen auf dem Boden des in der Bedrängnis etwas wild und frei tanzenden Gottes des selbstidentischen Seelenbildes die personalen Demarkationsbänder, die Zentroversion und die Kohärenz des Ich-Selbst-Systems therapeutisch zu fördern, zu stärken; wie auch immer dies praktisch gelingen mag. Dies kann man verkürzt *Grenzarbeit* nennen.

Die andere (2), die gegensinnige Seite aber ist für uns insofern auf eine ganz andere Art eine schwierige, als sie uns selbst meint, kultur-kollektiv wie persönlich. Das Mysterium des Pluralen und Multiplen *grinst* uns auch an. Unfreiwillig, halb unschuldig und eher widerspenstig schauen wir in einen Spiegel – und möchten doch an ihm vorbeischaun! Aber, wie schon gesagt, die Chance ist eine zudringliche. Nämlich die, unser kulturell und ausbildungsmäßig anerzogenen Vorstellungen von gesund und krank, von funktional und dysfunktional als bedingte, als relative erkennen und anerkennen zu können.

Ziehen wir Jung auch hier als Gewährsmann hinzu. Jung sagt prägnant: „Das Geheimnis der Kulturentwicklung ist die Beweglichkeit und Verlagerungsfähigkeit der psychischen Energie“ (GW5, S.17). Da haben wir es! Was auf der Welt geschieht, was sich uns zuereignet, ohne dass wir es bewußt veranlaßt oder zu verhindern vermocht hätten, ist von uns gerade *auch* als eine ernstzunehmende Anfrage an diese unsere Verlagerungsfähigkeit seelischer Energieinvestitionen zu nehmen.

II. Therapeutische Konsequenzen

Abschließend will ich Ihnen den tastenden Versuch vortragen, zwei konkretere Folgerungen aus dem Dargelegten abzutasten, die die praktische Haltung im analytisch-therapeutischen Raum betreffen.

1. Ein Plädoyer für die Ambivalenz

Eine Folgerung gilt der Ambivalenz oder der Ambiguität (im Sinne von Zweideutigkeit und Zweiwertigkeit). *Ambivalenz* hat entsprechend dem oben erwähnten Einheits- und Identitätsparadigma eine schlechte, eine allermeist pathologisierende Presse. Dies ist für unser westlich-modernes Denken auch von daher nur zu verständlich, als der Zustand der Zwei-Seelen-in-der-einen-Brust auch *Leiden* bedeutet.

Wenn es verständnisproduktiven Sinn macht, es so wie Jung zu sehen, dass die Gegensätze jene extremen Eigenschaften eines seelischen Zustandes sind, durch die dieser Zustand überhaupt erst ins bewußte Wahrnehmen einzutreten vermag, dann ist Ambivalenz eine wesentliche, ja recht eigentlich *die* Pforte, durch die wir mit uns selbst in Kontakt kommen. Der Zustand der Ambivalenz setzt ja gerade auch voraus, dass die Brust, in der die antagonistischen Seelen hausen, elastisch genug ist, um ausreichend gedehnt werden zu können, ohne dabei zu platzen (siehe oben). Die metaphorische Brust ist die ‚containende‘, die den polar auseinanderstrebenden Seelenteilen gemeinsame Heimstätte ist. Der ambivalenzfreie Seelenraum entspräche nach diesem Bild der zersprengt-zerrissenen Brust wie im Fall einer psychotisch-schizophrenen Fragmentierung (dies natürlich idealtypisch gesehen; denn jede, auch psychische Wirklichkeit enthält immer Mischungsverhältnisse).

Wo also Ambivalenz als Gegensatzspannung in unseren Patienten-Seelen wirksam ist – denken wir hier nicht zuerst an die Reduktion, an Überwindung der Ambivalenz! Bringen wir nicht vorschnell das Prinzip der Entscheidung und der entsprechenden Ich-Souveränität ins Spiel! Hören wir auf das darin *verborgene* und darin auch sich ‚*entbergende*‘ (Heidegger) Thema, auf den Komplex oder das archetypische Rumoren. Wir sind hier in der Seelenzone,

die Melanie Klein die *depressive Position* nannte. In der Ambivalenz spricht sich die Anerkennung aus, dass die zweiwertige Mutter immer die eine ist; oder, dass das Eine zwei Gesichter hat – oder eben, kleinianisch: zwei Brüste. Und solches Anerkennenmüssen tut immer auch weh und macht traurig. Gerade das Zusammenbringen von gut und böse in der einen, der eigenen Brust ist aber nicht nur lebenslanges Ansinnen, die die eigene Seelenentwicklung an uns richtet. Solches Ansinnen kann aber nie abschließend gelingen. Die Gegensatzspannung wäre bei voll ausgeleuchteter Schattenzone aufgehoben und damit psychisches Sein überhaupt. – Vielleicht ist Ambivalenz jenes Urereignis, das da lautet: Ich bin da und du bist da, aber dein da ist ein dort. Dies ist aufregend und weckt in mir Begehren. Zugleich ist es auch eine dumme und schmerzliche Geschichte, eine seelisch wie stofflich schwierige Angelegenheit!

Um auf eine konkrete Seite hin das hier grundsätzlich Gemeinte etwas zu veranschaulichen, erzähle ich Ihnen jetzt von einem Vorfall mit einer jungen Patientin, der sich in der fünften Therapiestunde ereignete. Von diesem Fall berichtete ich bereits in einem Aufsatz, in dem ich mich mit der *Borderline-Struktur und der Dissoziabilität der Psyche* beschäftigte (1998). Ich nehme diesen Vorfall mit dieser Patientin hier deshalb wieder auf, weil ich heute glaube, dass während der emotional hoch aufgeladenen Szene, von der ich hier wieder berichten will, sich in mir eine andere affektiv-impulsive Reaktion konstellierte, als ich damals wahrnehmen und wahrhaben konnte. Die Vorgespräche mit der Patientin verliefen überaus einseitig. Diese überschwemmte mich mit Worten. Ich hatte kaum Gelegenheit mich fragend oder sonstwie einzubringen. Ich lehnte mich aber nicht dagegen auf, sondern überließ die Sache ihrem Lauf. Die Patientin war mir von Anfang an sympathisch, irgendwie mochte ich sie trotz der Zuschüttung. Das Bild, das sie mir von sich vermittelte, oszillierte zwischen dem eines kleinen plappernden Mädchens des Vorschulalters und dem einer jungen eloquenten und spontan-natürlich wirkenden Frau. Nach den Vorgesprächen kamen wir überein, eine Therapie zu beginnen. Die Patientin war überzeugt, dass ich für sie der richtige Therapeut sei. In der fünften Therapiesitzung, nachdem die Sitzungen davor so monologisch wie die Vorgespräche verliefen, kam es bei der Patientin zum Stundenende zu einem explosiven Wutausbruch. Mit funkelnden Augen beschuldigte sie mich, ich würde nie etwas sagen und sei für sie überhaupt nicht spürbar. Mit uns und der Therapie wäre es so völlig sinnlos. Einfach unerträglich. Nach diesem eruptiven Sich-Luft-machen erhob sie sich und machte demonstrativ Anstalten, den Therapieraum zu verlassen. Als sie bei der Zimmertür anlangte, drehte sie sich noch einmal um, und es kam zwischen uns zu einem vermeintlich letzten Blickkontakt. Dieser dauerte vielleicht 2 bis 3 Sekunden und drehte die Szene. Die Patientin kam zurück, sie setzte sich wieder. Sie habe entschieden, so ihre knappe Bemerkung, dass sie doch nicht zu gehen brauche.

Einige Therapiesitzungen später begannen wir miteinander darüber zu reden, was in diesem offensichtlich entscheidenden Moment des Blickkontaktes, der für sie den Ausschlag zum Bleiben gab, geschah und von daher ihr auch erlaubte, mich wortmäßig nicht mehr zuzuschütten. In meinen Augen habe sie irgendwie wahrnehmen können, dass ich mir wünschen würde, sie käme zurück, aber auch, dass ich sie gehen lassen könne. – Vor gut vier Jahren schrieb ich den Satz: „Ich wünschte mir in jener Situation tatsächlich, sie würde bleiben. Gleichzeitig spürte ich, dass ich sie auf eine Weise auch gut weggehen lassen könne.“

Heute glaube ich allerdings, dass das, was sich in mir damals wirklich abspielte, ein etwas anderes Gesicht hatte. Es war, so mein heutiges Erinnerungsgefühl, nicht nur so, dass ich bereit war, sie gehen zu lassen. *Ein Teil in mir wünschte sie auch zum Teufel!* Vielleicht war es so, dass meine Aggressivität in meinen Augen für sie sichtbarer Reflex und damit Beantwortung ihrer Aggressivität waren und vielleicht auch, dass das Aggressive in mir das ihr Zugeneigte nicht wirklich zuzuschütten vermochte, so wie ihre Worte mein

Dialogvermögen. Die von der Patientin in den therapeutischen Raum hineingebrachte Ambivalenz spannte in mir selbst an einem offenbar therapieentscheidenden Punkt das ambivalent-polare Widerstreitsverhältnis auf.

2. Das Offene im Leben ist wirklich offen oder über schwere Erträglichkeiten

Wegen der Zeit und auch etwas wegen der Prägnanz bitte ich Sie, mir den im Folgenden etwas direkteren Stil nicht nachzutragen. Er ist nicht so invasiv gemeint, wie er vielleicht klingt.

Üben wir uns im Denken und Fühlen von Mehrdeutigkeiten! Wir Menschen haben ein unstillbares Verlangen nach Komplexreduktion. Wir lieben Verhältnisse, an denen wir uns verlässlich zur Wegsicherung und zum Besseren hin halten können. Eine möglichst klare Kartographie von gut und böse, richtig und falsch, von oben und unten und anderem mehr – wie menschlich ist nur ein solches Verlangen! Wie auch die Götter und Archetypen, so sind auch der Schatten und der Teufel nicht aus den seelischen Bewegungen zu verbannen.

Was wir psychologisch *in* der Seele und *als* Seele wahrnehmen können, sind immer Projektionen. Keineswegs nur Projektionen von primär verzerrender, maligner, sondern auch Projektionen von der gutartigen, der eidetischen, der erkenntnisproduktiven Art. Die in uns konstellierte Archetypen oder Mythen, organisieren, gestalten unsere Selbst- und Welterfahrung. (Ein Mythos ist eben wie das Licht.) Diese Archetypen sind nicht nur Niederschlag der Erfahrung sondern immer auch Kategorie, also Konstruktion, Organisation von Erfahrung und Erkennen, wie dies von jungianischer Seite her insbesondere Erich Neumann herausarbeitete und betonte. Karl Kerényi sagt es so: „Mythologisch gesprochen: ein jeder Gott ist der Ursprung einer Welt, die ohne ihn unsichtbar bleibt, mit ihm aber sich in ihrer Sichtbarkeit offenbart“ (1998, S. 111). (vgl. auch Neumann 1974, 1980 und Pannikar 2000).

Banalisieren und moralisieren wir das Walten der Seelen unserer Patienten nicht. Wir haben als Therapeuten die möglichen Entwicklungs- und Heilungswege *und* die möglichen Wege eines Scheiterns, die Abgründe also, uns zu vergegenwärtigen. Ich behaupte, dass therapeutisch gelingendes Miteinandergehen immer auch auf der Anerkennung des Therapeuten aufruhet, dass der therapeutische Weg ein wirklich offener ist.

Reden wir menschliches Leben nicht *nihilisierend in die grandiose Unerträglichkeit* hinein! – ein für uns Jungianer trivialer Appell. Wir sollten uns aber *auch* nicht vom *Dämon des Harmonisierens* und der dogmatisch *unablässigen Sinnsuche* reiten lassen. Es wird alles wieder gut, sagen wir oft zu unseren Kindern, und es ist wohl auch mit das machtvollste, innerlich stiller gewordene Hoffnungsbild von uns Erwachsenen. Aber es ist, weiß Gott, nie so, dass, solange wir leben, alles wieder gut wird! Unabhängig davon, wo und wann denn überhaupt alles einmal gut war. Rudolf Müller sagte einmal, dass der Mensch sich nicht angenommen fühle, wenn sein Schlimmstes nicht angenommen sei. Ein guter Satz. Wenn wir das vermeintlich Schlimmste – das immer vermeintlich ist, deswegen aber in seiner Wirksamkeit nicht minder wahr – vorschnell und gut-gemeint ‚entschlimmern‘ wollen, dann ist es so, wie einem Depressiven anzuempfehlen, sich doch etwas mehr am Sonnenschein zu erfreuen.

Ich hatte vor schon recht langer Zeit, es war in den 80er Jahren, einen wahnhaft-psychotisch depressiven Patienten stationär zu betreuen und mit ihm Gespräche zu führen. Der Patient fühlte sich schuldig, verdammt und verfolgt, weil er, so seine Gewißheit, vor über zehn Jahren einem Auto, dass seine Garageneinfahrt zugeparkt hatte, aus Ärger mit dem eigenen

Autoschlüssel einen Kratzer in den Lack einritzte und jetzt deswegen verfolgt und vernichtet werden sollte. Wahrscheinlich vergesse ich diesen Patienten deswegen nicht mehr, weil ich damals wohl zum ersten Mal irgendwie begriff, dass jede Art von quasi realistischem Zurechtrückenwollen oder jedes psychodynamische Verständnisangebot einem Menschen gegenüber, der so fühlt und denkt, nur Verkennen, nur Verfehlen hieße. Wenn einer so fühlt und denkt wie mein damaliges Gegenüber, dann ist er zuerst einmal ein „verdammter Hund, dem recht geschieht!“ Das ist *eine* Wirklichkeit – es ist *die* Wirklichkeit, die erst einmal die seelisch wirksame ist und die therapeutisch erste zu sein hat. Wenn ich in dieses Gewiß-ist-es-so irgendwie empathisch-identifikatorisch einzusteigen vermag, was natürlich verdammt schwer ist, dann können sich danach seelisch auch andere Wirklichkeiten einfinden, sich also konstellieren; sofern die Härte der Pathologie oder der Schicksalsrahmen dieses Menschen das zuläßt.

Das nur schwer zu Denkende doch zu bedenken und unter Umständen auch darüber zu reden, ist mir wahrscheinlich das Wichtigste, was ich von Jung gelernt habe, wie auch: sich ans Anstößige zu halten, um so anstoßen zu können. Jung selbst hat in seinen Schriften wenig kasuistisches Material vorgelegt und wenn, dann allermeist nur im Sinne einer kurzen, beispielhaften Illustration einer von ihm beschriebenen seelischen Angelegenheit. Die einzige, dafür aber äußerst ausführlich gehaltene Fallgeschichte, die uns Jung hinterlassen hat – und hier haben u. a. Hillman und Giegerich wohl recht – ist seine *eigene* Falldarstellung, d.h. sein Erinnerungsbuch. Nicht nur bei Jung ist Fallgeschichte *Lebensgeschichte*. Zum Fall wird so eine Geschichte erst, wenn medizinische oder psychotherapeutische Zugriffe mit im Spiel sind.

Natürlich ist auch mein Vortrag als Fallmaterial in der Sache meines Falles zu nehmen. Wenn Sie es so sehen, habe ich nichts dagegen, solange Sie nicht beabsichtigen, mich über Ihre Einsichten dringend in Kenntnis zu setzen. Jeden Vortrag kann man auch als Fallmaterial auffassen. So gesehen möchte ich also meinen kleinen ‚Referats-Fall‘ von heute morgen mit dem so nachhaltigen ‚Groß-Fall‘ von Jung und seiner Psychologie traditionell beenden und meine Worte mit denen des späten, des alten Jung ausschwingen lassen. Es ist schon nachdenkenswert, was in den letzten zwei kurzen Abschnitten des langen Erinnerungsbuches zu lesen ist. Jung selbst war wohl genötigt wie befähigt, in ihm Offenheit, Nichtfestlegung, Mehrdeutigkeit psychologisch am Leben zu erhalten.

Wie sprachlich präzise spricht Jung hier aus, woran zu erinnern ich mich Ihnen heute zugemutet habe (Jung): „Es ist Temperamentsache zu glauben, was überwiegt: die Sinnlosigkeit oder der Sinn. Wenn die Sinnlosigkeit absolut überwöge, würde mit höherer Entwicklung die Sinnerfülltheit des Lebens in zunehmendem Maße verschwinden. Aber das ist nicht – oder scheint mir – nicht der Fall. Wahrscheinlich ist, wie bei allen metaphysischen Fragen, beides wahr: das Leben ist Sinn und Unsinn, oder es hat Sinn und Unsinn. Ich habe die ängstliche Hoffnung, der Sinn werde überwiegen und die Schlacht gewinnen.“ (1985, p.360).

Literatur

- Huber, R. (1998): Borderline-Struktur und die Dissoziabilität der Psyche. Analytische Psychologie 3 98, S. 159-185.
- Jaffé A / Jung C G (1985): Erinnerungen, Träume, Gedanken. Walter. Olten.
- Jung, C.G. (1971): Gesammelte Werke. Olten: Walter.
- Kerenyi, K. (1998): Urbilder der griechischen Religion. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lesmeister, R. (2002): Der Mensch ist ein Übergang. Unveröffentlichter Vortrag / Zug.
- Neumann, E. (1953): Die Psyche und die Wandlung der Wirklichkeitsebenen. Eranos-Jahrbuch 1953. Zürich. Rhein-Verlag.
- Neumann, E. (1974): Ursprungsgeschichte des Bewusstseins. München, Kindler.
- Neumann, E. (1980): Das Kind. Struktur und Dynamik der werdenden Persönlichkeit. Fellbach: Bonz.
- Pannikar, R. (2000): Das Abenteuer Wirklichkeit. München. Matthes & Seitz.
- Pannikar, R. (1989): Mythos und Logos: Mythologische und rationale Weltansichten, in: Dürr, H-P. / Zimmerli, W. (Hg.): Geist und Natur. Bern, München, Wien. Scherz, S. 206-220.
- Samuels, A. (1994): Die Vielgestaltigkeit der Seele. Schweizer Spiegel Verlag. Zürich.
- Scharfetter, C. (1999): Dissoziation, Split, Fragmentation. Bern. Verlag Hans Huber.
- Sloterdijk, P. (1998): Sphären I. Blasen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sloterdijk, P. / Heinrichs, H-J. (2001): Die Sonne und der Tod. Dialogische Untersuchungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tillich, P. (1975): Gesammelte Werke, Band 9. Stuttgart.